

Erkennen und Sein ist dasselbe“ (Übers. W. 252). Es bleibt also nur der Weg des ‚ist‘ (vgl. B8, lf.), oder, in der Formulierung von B6, 1b, daß „Sein ist“. Folglich ist B6, 1b „denn Sein gibt es“ zwar Prämisse für den Gedankengang von B6, 1–2, nicht aber, wie W. behauptet, Prämisse für die Argumentation von B2 und B3. Hier ist es vielmehr die Folgerung, die sich aus dem Ausschluß des Weges des ‚ist nicht‘ ergibt. Diese Folgerung wird dann in B6, 1b als Prämisse benutzt.

W. fragt nach der Bedeutung von ‚sein‘ am Beginn der Aletheia. Die beiden von ihm diskutierten Alternativen sind überschrieben „Existenziales Sein“ (209) und „Prädikatives Sein“ (218). „Nach Kahn ist es der entscheidende Punkt der Kontroverse, ob man beim ersten Vorkommen von ἔστιν in B2, beim Weg der Überzeugung, eine existenziale oder eine veritativ-prädikative Deutung vorzunehmen hat“ (209). Unklar ist hier die Wendung „veritativ-prädikativ“. Ist W. der Auffassung, daß es sich in beiden Fällen um dieselbe Bedeutung von ‚sein‘ handelt? Wenn man, was sich bei der Interpretation eines antiken Textes nahelegt, von den Unterscheidungen des Aristoteles in Met.Δ7 ausgeht, dann kann unter dem prädikativen Sein sowohl das kategoriale als auch das veritative Sein verstanden werden. Ws. Rede vom veritativ-prädikativen Sein verwischt diese für die Interpretation des Parmenides wichtige Unterscheidung. W. argumentiert für die existenziale Interpretation. „Als nicht strittig konnte eine Existenzbehauptung von Sein durchaus die Ausgangsprämisse abgeben. Diese ist jedoch nicht in B2, 3, sondern vielmehr in B6, 1b zu suchen.“ Als einen der Gründe für seine Interpretation verweist er auf B3; „dort meint aber bei der Korrespondenz von Erkennen und Sein εἶναι das für geistiges Anschauen Vorliegende oder Vorhandene“ (235). Dem ist zuzustimmen. Existenz ist für W. jedoch nur ein Aspekt des parmenideischen Seinsbegriffs. „Neben dem Aspekt des Vorhandenseins ist also auch der Aspekt des Seiend-Seins in der Darlegung von Beginn an mitenthalten [...] Seiend-Sein und wirkliche Existenz gehen zusammen“ (217f.). Vielleicht würde W. auf meinen oben erhobenen Einwand, seine Interpretation mache die ontologische These des Parmenides zu einer dogmatischen Setzung, mit der Unterscheidung zwischen Existenz und Seiend-Sein antworten. Erkennen, so wird diese Unterscheidung begründet, sei bei Parmenides nach dem Modell der sinnlichen Wahrnehmung als schauendes Erkennen konzipiert. „Dann wird man beim Erkennen die Prädizierung «ist, ist seiend» als Wesensaussage für das existierende Objekt verwenden, das dem geistigen Schauen vorliegt“ (218). Der Schritt in B2, der über B6, 1b hinausgeht, wäre dann der Schritt von der Existenz zur Wesensaussage. Meine Frage ist, wie Seiend-Sein und Existenz sich unterscheiden. W. behauptet hier offensichtlich, daß Parmenides ‚seiend‘ als Prädikat verwendet. Damit erhalten wir aber keine Antwort auf die Frage, welcher Seinsbegriff hier vorliegt. Wenn unterschieden wird zwischen Existenz und Seiend-Sein, so erscheint mir das in dem Sinn als zirkulär, daß die Frage, wie ‚sein‘ zu verstehen ist, sich in der Wendung „Seiend-Sein“ erneut stellt.

Das Buch vermittelt einen imponierenden Einblick in die Forschung zur Aletheia. Interpretationsalternativen werden gesammelt, geordnet, analysiert und einer scharfsinnigen, detaillierten philologischen und inhaltlichen Kritik unterzogen. W. bringt eine Fülle anregender Einzelinterpretationen. Niemand, der sich mit dem zweiten Teil des Parmenideischen Gedichts befaßt, kann an diesem magistralen Werk vorbeigehen, auch dann nicht, wenn er sich, wie der Rezensent, außerstande sieht, der These des Buches zuzustimmen.

F. RICKEN S. J.

BORDT, MICHAEL, *Platon* (Herder-Spektrum 4761: Meisterdenker). Freiburg i.Br. [u. a.]: Herder 1999. 192 S.

Eine neue Platon-Einführung zu verfassen, ist aus drei Gründen ein heikles Unterfangen: einmal wegen der bekannten Komplexität, strukturellen Vielfalt und doktrinalen Dunkelheit des Platonischen Œuvres, sodann wegen der Material- und Informationsflut, bestehend aus alledem, was durch eine lange Rezeptionsgeschichte und eine intensive wissenschaftliche Forschung zutage gefördert wurde, und schließlich wegen der erheblichen Divergenzen zwischen den aktuellen Forschungspositionen und der Zerstrittenheit der Forschungsszene (zumal der deutschsprachigen). Vor diesem Hinter-

grund läßt sich Bordts kleine Monographie nicht nur als mutig, sondern auch als höchst gelungen bezeichnen. Sie informiert präzise und sachangemessen, beschränkt sich sinnvollerweise auf die für Anfänger in *Platonis* zentralen Themen (Biographie, Werkübersicht, Fragen zur Dialogform, Interpretation der Früh- und Mitteldialoge sowie Skizzen zentraler Forschungsprobleme und ihrer wichtigsten Lösungsversuche), und verhält sich gegenüber den kontroversen Ansätzen fair, ohne deshalb indifferent zu bleiben oder gar ein eigenes Urteil vermissen zu lassen.

Bordt wählt eine entschieden philosophische Zugangsart – dies im Unterschied zu der gleichfalls äußerst nützlichen Einführung aus der Feder von H. Görgemanns (Heidelberg 1994), die eine Fülle historisch-philologischer Informationen bereithält, ohne in philosophischer Hinsicht deutlich Stellung zu beziehen. Bei Bordts Monographie handelt es sich also nicht um einen Forschungsbericht; an die Stelle eines referierend-resultativen Vorgehens tritt bei ihm ein prozessuales, Forschungsergebnisse schrittweise vorführendes Verfahren. Zu den Vorzügen einer solchen Darstellung gehört natürlich ihre durchgehende Problemorientierung: Bordt führt Platons Denken stets mit argumentativen Mitteln vor, und er tut dies auf begrifflich genaue und doch leicht nachvollziehbare Weise. Der Text erweist sich überall als didaktisch-anschaulich konzipiert; er ist stilistisch transparent geschrieben und besitzt stellenweise sogar narrative Qualitäten. Seine Stärke liegt insbesondere in den übersichtlichen Referaten und Argumentanalysen zu den Früh- und Mitteldialogen. Bordt verfolgt dabei keine einheitliche Leitthese. Für eine Einführung ist dies sich kein Mangel, scheint aber etwas bedauerlich im Blick auf die vielversprechende Ankündigung des inneren Klappentextes, es solle deutlich gemacht werden, „daß Platons Philosophie im Kern als Ethik zu verstehen ist“. – Ob man Platons erotischen Philosophiebegriff im Sinn des Wittgenstein-Diktums „... keine Lehre, sondern eine Tätigkeit“ interpretieren muß (46), mag zweifelhaft sein; der Sinn seines therapeutisch-teleologischen Philosophieverständnisses hängt m. E. eher mit der Vorstellung von einer nur schrittweise möglichen *homoiosis theō* zusammen. Auch deutet die Tatsache, daß Platon seinen Lesern in den Dialogen ständig Neuansätze bietet, nicht zwingend darauf hin, daß er selbst dialogischer Infinitist wäre (ebd.). Von diesen bestreitbaren Prämissen abgesehen, erweisen sich Bordts Erläuterungen zu Platons Schriftkritik, Moralphilosophie und zur Ideenkonzeption als genau, zuverlässig und sachgerecht. Bordt referiert zunächst einige zentrale Textpassagen, nämlich aus *Phaidros* (47–49), *Lysis* (49–51) und *Euthyphron* (59–73), um so Platons Theorie von Schriftlichkeit und Mündlichkeit, die Aporetik der Frühdialoge und das Definitionsproblem vorzuführen. Danach gibt er eine ausgezeichnete Einleitung in Platons Güter- und Strebenkonzeption mitsamt ihren psychologischen Prämissen (75–85), von der aus er korrekt zur metaphysischen Konzeption der Idee des Guten überleitet (86 ff.). Besonders ist hier der These zuzustimmen, daß sämtliche Frühschriften mit ihren tugendbezogenen Definitionsversuchen auf ein Verständnis des Guten überhaupt zielen (75). Die Darstellung der drei zentralen Gleichnisse der *Politeia* in Verbindung mit den Hauptstellen zum Ideenbegriff fällt ebenfalls exakt und gründlich aus (89–128); ihr undogmatisch-problematizierender Charakter wirkt sympathisch, etwa im Hinblick auf das Thema „Ideen als Ursachen“. Hervorzuheben ist ferner die prägnante Darstellung des Platonischen Hypothesenverfahrens (117 f.). Auch die kurzen Ausführungen zur Politischen Philosophie (131–136), zur Funktion des Mythos (136–139) und zu den Spätschriften (145–150; 164–171) bieten alles, was sich auf diesem knappen Raum leisten läßt. Schließlich ist es rühmend wert, daß Bordt Forschungsergebnisse unterschiedlicher Richtungen ohne Borniertheit aufgreift; neben den hauptsächlich herangezogenen Autoren der angelsächsisch-analytischen Richtung nimmt er beispielsweise Bezug auf stärker religionsgeschichtliche Forschungen (121), wie sie von W. Burkert und seiner Schule geleistet wurden; auch die wiederholte Erwähnung der Tübinger Schule und ihrer Akzentuierung der *agrapha dogmata*-Überlieferung fällt bei aller Distanz betont sachlich aus (vor allem 51 ff.). (Zu ergänzen wäre hier allenfalls, daß aus der Sicht der Tübinger die *hypomnematische* Dialogfunktion wohl noch wichtiger als ihr Werbeschriftcharakter ist.)

Natürlich lassen sich auch einige Einwände erheben. Wenn Bordt etwa *Symposion* und *Phaidon* zu den mittleren Dialogen, und *Parmenides* sowie *Theaitetos* zu den Spätschriften rechnet (vgl. 35–39; 129 f.; 150; 163), so folgt er damit einer verbreiteten pro-

blemorientierten Dialogeinteilung und nicht jener gut bestätigten philologisch-statistischen Unterscheidung nach Werkgruppen, die sich aufgrund von stilistischen Merkmalen vornehmen läßt. Letztere zeigt, daß das *Symposion* und der *Phaidon* nicht der Gruppe um die *Politeia* zuzurechnen sind, sondern daß sie einer späten Frühphase oder auch Übergangsperiode angehören; dagegen stehen der *Parmenides* sowie der *Theaitetos* der *Politeia* unmittelbar nahe. Auf dieser Basis erweist sich ein Entwicklungsszenario mit drei biographischen Segmenten – (a) aporetische Definitionsdialoge ohne Ideenkonzeption, (b) affirmative Dialoge, die eine Ideentheorie skizzieren, und (c) problematisierende Spätdialoge mit einer Relativierung oder Preisgabe des Ideenbegriffs – als recht fragwürdig. Sicherlich, Bordt vertritt ein solches Schema keineswegs umstandslos; er betont beispielsweise die Unmöglichkeit, eine ‚sokratische‘ Frühphase Platons präzise gegen eine selbständigere Mittelperiode abzusetzen (59). Dennoch hält Bordt grundsätzlich an einer Entwicklungstheorie dieses Typs fest, wie er gegen Ch. Kahns These von der proleptischen Komposition der Frühdialoge betont (73). Wie mir scheint, sprechen gegen eine solche Annahme wichtige, im übrigen von Bordt teilweise selbst vorgetragene Beobachtungen: So schließt er sich etwa der überzeugenden These P. Stemmers an, zwischen frühem Elenchos und späterer Dialektik sei nicht prinzipiell zu unterscheiden (124 f.); mit Recht weist er zudem auf die Indizien für Platons Festhalten an der Zwei-Welten-Ontologie und -Epistemologie im *Timaios* hin (149 f.), überdies darauf, daß die Kritik an einem vergegenständlichenden Ideenbegriff im *Parmenides* kaum ernsthaft destruktiv gemeint sein kann, zumal im Bild vom Tag eine mögliche Problemlösung angedeutet wird (153), oder auch darauf, daß sich die *megista genê*-Diskussion im *Sophistes* als Skizze eines Forschungsprogramms zu den Implikations- und Abschlußverhältnissen von Ideen verstehen läßt (164). Zu ergänzen wären noch Kahns Beobachtungen zu den inhaltlichen Verknüpfungen der Dialoge, besonders der ‚proleptischen‘ oder ‚ingressiven‘ Elemente. Man hat also gute Gründe anzunehmen, daß die Ideenkonzeption bei Platon deutlich vor und deutlich nach der *Politeia* vorhanden ist. So betrachtet, scheint es mir schwer nachvollziehbar, warum Bordt nicht bereit ist, von einer Platonischen *Ideenlehre* zu sprechen, auch nicht beim ‚mittleren Platon‘ (143 f.). Natürlich ist es berechtigt, auf den fragmentarischen und tentativen Charakter der Ideenpassagen hinzuweisen; aber durch diesen ist Platons Schriftwerk generell charakterisiert. Ein wichtiger Einwand Bordts gegen eine regelrechte Ideenlehre beruht darauf, daß er Platon eine intuitionistische Auffassung von Ideenerkenntnis zuschreibt, die dieser selbst im Spätwerk für problematisch gehalten habe (65; 167); es ist aber keineswegs zwingend, vielleicht nicht einmal besonders plausibel, Platons visuelle Metaphorik im Sinn eines (problematischen) Ideen-Intuitionismus aufzufassen. Und schließlich scheinen mir weitere Bedenken Bordts zwischen den kaum vereinbaren Positionen R. Fervers (Ideenwissen ist de facto unerreichbar) und W. Wielands (Ideenwissen ist sprachlich nicht adäquat ausdrückbar) zu changieren (vgl. 143).

Die zuletzt genannten Einwände sind eher als Ausdruck eines divergierenden Standpunkts zu verstehen, als daß es sich um substantielle Einschränkungen des positiven Urteils zu Bordts Platon-Monographie handeln würde. Als einführende Darstellung ist das Buch zweifellos höchst empfehlenswert.

CH. HORN

PLATON POLITEIA, hgg. von *Otfried Höffe* (Klassiker auslegen; 7). Berlin: Akademie Verlag 1997. VII/385 S.

In 14 Beiträgen meist international anerkannter und durch einschlägige Veröffentlichungen ausgewiesener Autoren und Autorinnen wird der gesamte Text der *Politeia* fortlaufend kommentiert. Die Einführung des Herausgebers charakterisiert den Dialog als eine „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften“. Platon arbeite unter dem Titel ‚Staat‘ so gut wie die gesamte Philosophie auf; sie geht ein auf Aufbau und Dramaturgie und die Frage, ob die *Politeia* tatsächlich eine staats-theoretische Schrift ist oder ob die Ausführungen über den Staat ausschließlich der Klärung der personalen Gerechtigkeit dienen. Abgeschlossen wird der Kommentar durch einen Ausblick des Herausgebers auf die Wirkungsgeschichte der *Politeia*: Platons Spätdialoge, die Kritik des Aristoteles, Kant in der Schrift zum ewigen Frieden über das Verhältnis von Philosophie und Macht und